

GISA KLÖNNE

FÜR
DIESEN
SOMMER

ROMAN

KINDLER



Gisa Klönne

Für diesen Sommer

Roman

Über dieses Buch

Mit Mitte 50 kommt Franziska noch einmal in ihr Elternhaus zurück, um sich um ihren verwitweten Vater zu kümmern. Seit ihrer Jugend, seit sie sich dem Naturschutz verschrieben hat, war das Verhältnis zu ihm, dem technikgläubigen Ingenieur, schwierig und ihre Besuche im Elternhaus selten. Auch in Franziskas Leben sind viele Ideale zerbrochen, selbst beim Yoga findet sie keinen Frieden mehr. Widerstrebend lassen sich also Vater und Tochter aufeinander ein. Er kann nicht mehr laufen und ein Umbau des Hauses ist unumgänglich, auch wenn er davon nichts wissen möchte. Mit jedem gemeinsamen Tag erwachen nicht nur die alten Konflikte, sondern auch die Erinnerungen an das Glück, das sie einmal teilten: Bei den gemeinsamen Waldläufen, beim Baden am See und in jenen schier endlosen Sommernächten im Garten, wo sie den Leuchtkäfern zusahen. Während ein langer, heißer Sommer seinen Lauf nimmt, lernen Franziska und Heinrich, mit ihrer Vergangenheit und miteinander Frieden zu schließen.

Vita

Gisa Klönne, geb. 1964, lebt als Schriftstellerin und Schreibcoach in Köln. Ihre Kriminalromane um die eigenwillige Kommissarin Judith Krieger erreichten eine Gesamtauflage von über einer halben Million, wurden in mehrere Sprachen übersetzt und mit Auszeichnungen bedacht, unter anderem mit dem Friedrich-Glauser-Preis. Ihr autobiografisch inspirierter Familienroman «Das Lied der Stare nach dem Frost» war ein *Spiegel*-Bestseller.

Gisa Klönne schreibt auch Kurzprosa, moderiert Lesungen und literarische Veranstaltungen und ist ausgebildete Yogalehrerin. Zuvor studierte sie unter anderem Anglistik und Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften und arbeitete als Redakteurin und freie Journalistin sowie als Dozentin in der Aus- und Weiterbildung für Journalisten.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, März 2022

Copyright © 2022 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung FAVORITBUERO, München

Coverabbildung Kim Reuter

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-01053-6

www.rowohlt.de

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

*Für meinen Vater,
der auch am letzten Tag einen Baum pflanzen würde.*

KOMMEN

Sie steht vor der Tür ihres Elternhauses und denkt, dass sie noch nicht geklingelt hat und also einfach wieder gehen könnte, und dann wäre zwar nichts gewonnen, aber auch nichts verloren. Sie hebt die Hand zur Klingel und weiß im selben Moment wieder, wie es war, diesem Haus den Rücken zu kehren und zu rennen, geduckt und auf Zehenspitzen hinter der Hecke, lauf schnell und lauf weit und bloß nicht zurückblicken. Und sie weiß wieder, wie es gewesen ist, auf der anderen Seite im Haus an die Klinke zu fassen und die Tür aufzureißen. Wie wichtig ihr das gewesen ist früher, sobald der melodische Dreiklang der Klingel ertönte, als Erste die Haustür zu erreichen, schneller als Monika und ihre Eltern. Das Kind, das die Tür öffnen wollte, ist sie gewesen. Ihr hell schlagendes Herz, ihre fliegenden Schritte auf den blanken Fliesen, und dann stand da doch wieder nur Edith Wörrishofen und wollte Mehl borgen oder Zucker, oder eine andere Nachbarin hatte etwas auf dem Herzen, oder der Kartoffelmann kam oder der Postbote.

Die Haustür ist aus dunklem Holz, der Türknauf aus Messing, blank gewetzt von den vielen Händen, die ihn im Lauf der Jahre, Jahrzehnte berührt haben. Thomas hat behauptet, sie

hätte noch einen Hausschlüssel, da sei Monika sich ganz sicher, aber das stimmt nicht, oder falls doch, steckt dieser Schlüssel irgendwo in den Untiefen eines Umzugskartons in Niedenstein und hilft ihr hier und jetzt also nicht weiter. Heinrich Roth steht in geschwungener Gravur auf dem Klingelschild, der Name ihres Vaters, seit eh und je nur sein Name, auch wenn sie hier einmal zu viert gewohnt haben und dann, er und ihre Mutter, zu zweit. Jetzt stimmt es also endlich, denkt sie und wünscht sich, auch ihre Mutter wäre noch dort drinnen, wünscht sich, sie würde herbeieilen, die Arme ausbreiten und sagen, *komm rein, Zissy, schnell, lass dich anschauen, ich hab dich so vermisst, dünn bist du, mein Mädchen, wie schön, dass du da bist*. Sie ist wieder sieben und siebzehn und seltsamerweise auch weit über siebzig. Alles ist sie, nur nicht eine Frau Anfang fünfzig mit einem Rucksack, der an ihrem Rücken klebt und auf einmal zu schwer wiegt. Sie hätte wohl doch Blumen mitbringen sollen. Pralinen, Wein, irgendetwas. Es würde nichts ändern, aber immerhin wäre es eine Geste, und sie hielte etwas in den Händen. Hier, für dich, Papa, nimm und verzeih mir, lass uns noch einmal anfangen.

Sie klingelt. Ding-dang-dong. Hell-dunkel-dunkler. Gedämpft kann sie das durch die Tür hören. Stille danach, eine veränderte Stille, so scheint es, als würde das Haus erwachen, den Atem anhalten und lauschen. Die Geister sind das. Erinnerungsgeister. Ihr Vater im Trainingsanzug, juvenil und dynamisch. Monika und sie in ihren selbst geschneiderten, sorgsam gebügelten Kleidchen. Ihre Mutter Johanne in dem

Morgenmantel mit den Orchideen, die ihnen die Schulbrote in die Ranzen steckt, sie zum Abschied küsst und ihnen nachwinkt und dabei immer ein wenig erstaunt wirkt. Als ob sie nicht glauben könnte, dass es sie wirklich gibt, diese beiden Töchter mit den strammen Zöpfen, als ob sie nicht fassen könnte, dass sie heranwachsen und auf einmal ohne sie aus dem Haus eilen.

Die Strumpfhosen hat sie gehasst, weil die nie richtig im Schritt sitzen blieben, sondern zwickten und kratzten. Die Kniestrümpfe waren kaum besser. Luft an der Haut wollte sie, die nackten Zehen ins Gras drücken können, jederzeit, immer, in Sand, Schlick, Matsch oder auf warmen Asphalt, dieses Gefühl der Verwegenheit auskosten, das damit einherging.

Franziska klingelt noch einmal, energischer diesmal. Nichts regt sich im Haus, der Nachmittag brütet stumm auf den Dächern und Dorfstraßen. Was, wenn ihr Vater entgegen Thomas' Versicherungen gar nicht da ist? Oder wenn er sie längst gesehen hat und nicht vorhat, ihr zu öffnen? Oder wenn er ihr nicht aufmachen kann, weil er dafür zu schwach ist. Was ist, um Himmels willen, wenn er tot ist?

Im Garten könnte ihr Vater sein und die Klingel nicht hören, es wird ja nicht besser mit seinen Ohren, und er war immer gern draußen. Franziska löst den Hüftgurt ihres Rucksacks, lässt ihn zu Boden sinken und lehnt ihn an die Hauswand. Das T-Shirt haftet an ihren Schultern, den Hüften, dem Rücken, ihre Füße fühlen sich an, als wären sie mit ihren Sneakern verwachsen. Dieselben Sneaker, die sie vor zweieinhalb Jahren getragen hat, plötzlich fällt ihr das auf. Dieselben Sneaker,

derselbe Rucksack, nur durchweicht vom Schnee damals, und ein bisschen neuer.

Du bist zu spät, Franziska, Mutti ist heute Morgen gestorben. Monika, die ihr das gesagt hat, das Gesicht bleich und verquollen. *Du bist zu spät, Franziska.* Sie hat so gefroren.

Wie viel Grad mag es jetzt sein? Über dreißig bestimmt. Keine Wolke am Himmel, der trotzdem nicht richtig blau ist, sondern blass, als sei die Farbe ausgebleicht worden. Anfang Juni erst und seit fünf Wochen kein Regen. Oder schon seit sechs? Das hat sie sich nicht vorstellen können, als sie in den 80er-Jahren gegen das Waldsterben demonstrierte: dass die Natur nicht am sauren Regen zugrunde gehen würde, nicht am Ozonloch oder an den Rodungen für die Autobahnen und Straßen, die ihr Vater so leidenschaftlich plante, sondern einfach in diesen nicht enden wollenden Schwimmbad- und Biergartensommern vertrocknen.

Wir hatten doch recht damals, aber ihr wolltet nicht auf uns hören. Wie nutzlos das ist, so zu denken oder das gar zu sagen. Drei Wochen lang soll sie bleiben. Drei Wochen sind so gut wie nichts, gemessen an einem ganzen Leben, selbst dann, wenn ihr Vater sich weiterhin weigern sollte, mit ihr zu sprechen, kann sie die überstehen.

Sie folgt dem Trittpfad aus Sandstein zur Rückseite des Hauses. Die Terrasse wirkt verwaist, der Garten verwildert. Das Gartenhaus gibt es noch, die Obstbäume und die Walnuss und die Wiesen gleich hinter dem Garten. Dorfende. Weltende, so kam ihr das früher vor. Unter dem Vordach des Gartenhauses

haben sie in den Julinächten gegessen und die Leuchtkäfer beobachtet. Später ist sie manchmal allein durch das Gartentor auf die Wiesen getreten und hat versucht, sich die Unendlichkeit vorzustellen und dass die Erde darin nur eine Steinkugel ist, auf die es nicht ankommt, ein winziger Splitter im Universum nur, der irgendwann einfach wieder vergehen wird.

Zwei Hühner stolzieren durch den Nachbargarten zum Staketenzaun und glotzen zu ihr herüber. Ein schwarzes und ein weißes. Auch der Hühnerstall steht an seinem Platz, vielleicht gibt es die schrullige Edith Wörrishofen ja auch wieder.

Beschreiben Sie Ihren Vater. Wenn man sie das fragte, was würde sie erwidern? Obwohl er persönlich nichts gegen Hühner hatte, sie sogar mochte, versuchte er, seiner Nachbarin die Hühnerhaltung zu verbieten, denn das Glück unserer Mutter ging ihm über alles, und die konnte das Scharren und Glucken mit jedem Jahr weniger gut ertragen. Wenn er uns früher die Haustür öffnete, sagte er manchmal: *Wir geben nichts*, und da uns Mädchen das kränkte, behauptete er, dass er doch nur Spaß mache. Er hat uns für den Nachtflug der Glühwürmchen begeistert, aber strikt verlangt, dass wir sie Leuchtkäfer nannten, weil sie biologisch gesehen nun einmal zur Gattung der Käfer gehören. Er wollte die Welt vermessen, jede Erhebung, jeden Bachlauf, exakt bis in den Millimeterbereich, als sei dies die einzige Chance, sich zu orientieren, er fand, es sei wichtig, die Welt so zu ordnen. Ich

bin mit ihm gelaufen, durch den Wald, viele Male, dabei waren wir uns ganz nah, und manchmal, ganz selten, wenn ich schnell genug rannte, vergaß er seine Stoppuhr und die zuvor sorgfältig ausgetüftelten Routen, und etwas in seinem Gesicht wurde freier. Ich kann nicht exakt beschreiben, woran ich das damals eigentlich festgemacht habe, warum ich überhaupt ‹frei› dachte, wo doch frei so ein großes Wort ist, das noch dazu gar nicht zu ihm passte. Vielleicht war es ein bestimmter Zug um seinen Mund oder etwas in seinem Atem, aber in jedem Fall schien es mir unverkennbar, jedes Mal, wenn es eintrat. Und ich dachte dann, dass dieses Freiheitsgefühl wohl der wirkliche Grund war, warum wir so viel rannten, ja dass mein Vater womöglich überhaupt nur zum Läufer geworden war, um diese Freiheit zu finden, dass er sie nur so fühlen konnte. Und heute denke ich manchmal, dass wir uns darin gleichen.

Franziska wendet sich zum Haus um. Sneakerschritte auf Sandsteinplatten. Irgendwo über ihr singt eine Amsel, weit entfernt rauscht die Schnellstraße, und ihr Herz schlägt zu laut, als sie sich der Terrassentür nähert. Was, wenn sie wieder zu spät kommt, wie soll sie das aushalten? Die Terrassentür ist verschlossen, der Blick ins Haus von den Spitzenstores ihrer Mutter verhängt. Nur im Arbeitszimmer ihres Vaters gibt es keine Gardinen, und im Erkerfenster erkennt sie wie eh und je seine Ferngläser, den Theodolit und das Tachymeter. Franziska tritt näher. Ihr Vater sitzt mit geschlossenen Augen in seinem Sessel, er atmet, und Thomas hat offenbar nicht übertrieben: Ihr Vater wird wunderbar auf seine alten Tage. Auf seinem

Schreibtisch, dem Sideboard, sogar zu seinen Füßen stapeln sich Skizzen von Ameisenbären.

*

Sein Problem mit dem Sterben ist, dass es keine verlässlichen Informationen darüber gibt, was danach kommt, weil ja, wer erst einmal tot ist, nicht wieder zurückkehren kann, um darüber zu berichten. Eines seiner Probleme mit dem Sterben ist das, und aktuell das, was ihn am meisten beschäftigt. Natürlich hat er sich umfassend informiert. Das Internet wimmelt nur so von Berichten von Menschen mit Nahtoderlebnissen, die angeblich schon auf der anderen Seite gewesen sind. Die Geschichten ähneln sich auf verdächtige Weise. Immer handeln sie von Tunneln und Lichtern und bereits verstorbenen Angehörigen, die an der Himmelpforte bereitstehen, um ihre durchweg schmerzlich vermissten Familienmitglieder mit weit offenen Armen zu empfangen. Der Tod wird auf diese Weise zu einer Art Reset erklärt. Alles nicht so schlimm, man stirbt und erwacht wieder im Kreis seiner Liebsten und Nächsten, nur ohne lahme Beine, Falten und graue Haare. Reiner Mumpitz natürlich, und selbst wenn so etwas doch geschehen könnte, würde das allein schon aus logistischer Sicht nichts als Chaos bedeuten. Denn wo bitte wollte Gott (wenn es denn einen Gott gäbe, was Heinrich bezweifelt) die Reißleine ziehen, bei welcher Generation der Verwandtschaft, bei Darwins Affen? Und was ist mit all jenen

Familienmitgliedern, denen man schon zu Lebzeiten lieber aus dem Weg ging? Seine Mutter, seine Frau und er selbst, auf immer und ewig in trauer Dreisamkeit vereint und Loblieder trällernd, ist für ihn beispielsweise eine alles andere als paradiesische Vorstellung.

Aber ein solches Szenario muss ihn nicht bekümmern, denn mit seinem letzten Atemzug – zu diesem Fazit ist er nach Auswertung aller verfügbaren Daten und Fakten zum Thema Tod und Sterben gekommen – wird der irdische Spuk verlässlich und ein für alle Male vorbei sein. Falls ihn im Ableben doch noch irgendein Licht blenden sollte, wäre dies allein einer allerletzten Kapriole seiner Nerven geschuldet. Ein Blitz noch und Schluss, Ende aus, Blackout. Danach kommt nichts mehr.

Jemand lacht. Eigentlich ist es mehr ein Schnauben, trockenkehlig und heiser. Seine Mutter ist das. Eine jugendliche Version seiner Mutter im paillettenbesetzten Abendkleid mit Federboa, Champagnerkelch und Zigarette, nicht die verbitterte Alte, die er vor Jahrzehnten in einem gottverlassenen Kaff in Brandenburg zu Grabe getragen hatte. Und weil ihm dieser Umstand nur allzu deutlich bewusst ist und seine Mutter dennoch provozierend die Augen rollt und die Hüfte schwingt und Rauchkringel in die Luft bläst, muss er wohl träumen. Und richtig, sobald er die Augen aufschlägt, löst sich die Varieté-Lilo gehorsam in Luft auf. Er muss also eingedöst sein in seinem Sessel, dabei wollte er nur etwas nachschlagen.

Tiere lebensecht zeichnen. Das Buch ist ihm vom Schoss gerutscht und auf seinem linken Fuß gelandet. Heinrich lehnt sich vornüber und legt es auf den Beistelltisch zu den neuerlich misslungenen Entwürfen, von denen ein paar, wie um ihn zu ärgern, vom Tisch rutschen und zu seinen Füßen hinabsegeln, die wie zwei Fremdkörper in den neuen Sandalen stecken, die Monika ihm gekauft hat. Weil die Klettverschlüsse so praktisch sind und sie angeblich ein famos gesundes Fußbett haben. Dabei hätten es seine alten durchaus auch noch getan, und von dem Fußbett hat er überhaupt nichts. Aber das hat er Monika lieber nicht gesagt, denn da hatten sie schon wegen dieser Sache mit der Kur gestritten. Fünf Tage ist das jetzt her, und bislang hat Monika ihm wohl noch nicht verziehen, denn sonst hätte sie sich aus ihrem Urlaub bestimmt schon gemeldet. Das hat er nicht gewollt, sich so im Unguten von ihr zu verabschieden. Aber das ist nun nicht mehr zu ändern. Er muss, was er sich vorgenommen hat, zu Ende bringen, denn eine bessere Chance als Monikas Ferienreise wird er nicht mehr bekommen.

Wird Monika das verstehen? Vielleicht nicht direkt, aber doch mit der Zeit. Sie wird womöglich sogar erleichtert sein und einsehen, dass er das einzig Richtige getan hat, und ihm dafür danken. Oder nicht? Das ist eine der Unwägbarkeiten bei seinem Vorhaben, er kann sie das nicht fragen, wird es also auch nicht erfahren, aber das muss er akzeptieren.

Ein Schatten streift sein Gesicht. Ein Schatten im Fenster, der eine Schattenhand hebt und ihm zuwinkt. Heinrich schüttelt

den Kopf. Es hilft aber nichts, der Schatten ist immer noch da und klopft sogar an die Scheibe. Seine Tochter ist das. Seine andere Tochter. Franziska.

*

Wieder steht sie vor der Tür ihres Elternhauses und wartet. Wieder verliert die Zeit jedes Maß, und irgendwo flötet noch immer die Amsel mit trotziger Inbrunst, als ob alles gut würde. Und vielleicht wird es das ja auch, sagt Franziska sich vor, es hat hier in diesem Haus, diesem Garten schließlich auch helle Tage gegeben. Helle Wochen sogar, wie im Leuchtkäfersommer. Sie wünscht sich auf einmal, sie würde noch rauchen. Nein, wünscht sie sich nicht, ganz bestimmt nicht, der eine Entzug reicht fürs Leben. Nur das Gefühl würde sie gern noch mal haben: den Tabak aufs Blättchen verteilen, den Filter davorstecken, dann drehen und anlecken und tief inhalieren. Das Pochen im Kopf und der Lunge danach, diese Mischung aus scheiß drauf und alles noch möglich: die Liebe, der Weltfriede, die Rettung der Wälder, ihr Leben. Ihre Zuversicht, dass es zwar schwer werden wird und womöglich ein bisschen wehtun, aber sie doch auf dem richtigen Weg ist.

Etwas kratzt drinnen an der Tür, der Schlüssel knirscht im Schloss, schabt, dann schwingt die Tür langsam auf und stoppt sofort wieder, die Sicherheitskette spannt sich, durch den Spalt blinzelt ihr Vater und scheint zu überlegen. Ob er sie noch kennt, womöglich. Oder ob er die Tür besser gleich wieder

zuschlagen sollte. Und wie in einem billigen Krimi schiebt Franziska reflexartig den Fuß in den Türspalt. Shakti, so nennen sie sie im Ashram. Die weibliche Kraft. Göttinnenkraft. Sie will lieber nicht wissen, wie ihr Vater das kommentieren würde. Und sie kann ihn sogar verstehen. In seiner Welt ist kein Platz für Hokuspokus wie Yogaverrenkungen und spirituelle Sinnsuche. Man schätzt die Natur, und man nutzt sie, weil sie dafür nun einmal da ist, und dann lebt man ganz einfach sein Leben. Man umarmt keine Bäume.

«Franziska, das ist ...»

«Darf ich reinkommen?»

«Wie bitte?»

«Darf ich reinkommen, Papa?»

«Ja, nun ...» Zögernd, fast widerstrebend, löst er die Sicherheitskette und gibt die Tür frei, und dann dauert es immer noch eine ganze Weile, bis sie eintreten kann, da sich sein Rollator im Schirmständer verkeilt und mühsam zurück an den dafür vorgesehenen Platz manövriert werden muss. Franziska hievt ihren Rucksack daneben. Dünn ist ihr Vater geworden, dünn und zerbrechlich. Er verschwindet, denkt sie, Thomas hat recht, man darf ihn nicht allein lassen.

«Schließ wieder zu, bitte. Zweimal die Tür, einmal den Riegel und vergiss nicht die Vorhängekette.»

«Aber es ist hellichter Tag!»

Er antwortet nicht, stützt sich stumm auf seinen Gehstock und wartet, und ihre Finger bewegen sich, ohne dass sie darüber nachdenkt. Das Rasseln der Kette, der Druck mit dem

Handballen gegen das Türblatt, denn nur so lässt sich der Schlüssel ohne Probleme drehen.

«Und jetzt?»

Ihr Vater wendet sich um, schwankt ein wenig und stabilisiert sich. Als habe er seine Mitte verloren und fürchte, ins Leere zu treten, bewegt er sich vorwärts, hebt die Füße nicht an, sondern schiebt sie im Zeitlupentempo über die Fliesen.

Kein Geräusch sonst im Haus, nur dieses Schlurfen, das leise Klacken des Gehstocks, sein Schnaufen. An der Garderobe hängt noch der himmelblaue Popelinmantel ihrer Mutter. Auch ihren Regenschirm mit den Wolken gibt es noch und die Hüte und Halstücher und im Schuhschrank bestimmt ihre Schuhe. Und an der Wand gegenüber die Sammelteller mit den Rosen und auf der Telefonkommode das mit Samt ummantelte Telefon mit der Wählscheibe. 7893 Anna. Arturs Nummer weiß sie im selben Moment auch wieder. Die Darmstädter Vorwahl erst und sechs Ziffern, von denen drei eine Fünf sind. Denk nicht daran. Denk gerade jetzt nicht daran, Franziska. Das ist jetzt nicht das Thema.

Oder ist es das doch? Ist das alles untrennbar mit diesem Haus verbunden? Alles, was war und wovon sie einmal träumte, jeder Höhenflug, jedes Scheitern, sogar dieses letzte? *Heinrichs Termine, seine Medikamente, die wichtigsten Kontakte findest du in der Küche. Oben liegt Monis Packliste. Fang im Schlafzimmer an, nimm dir als Nächstes das Nähzimmer vor.*

Das Nähzimmer auch?

Es ist alles entschieden, Franziska. Mach einfach, was auf der Liste steht, und gut ist's.

Die Wände pulsieren und rücken näher. Das Haus riecht nach Staub, saurer Milch und etwas nicht unmittelbar Definierbarem. Die Dinge sind das, denkt Franziska. Tote Materie, Totems. Sie atmen und raunen. Sie warten. Ich kann sie hören. All diese Dinge, von denen man sich dringend trennen müsste, weil sie nur Energie binden.

Mit Packen kennst du dich doch aus. Das wirst du wohl hinkriegen.

Werde ich, klar, Thomas. Macht euch keine Sorgen.

Auf der Treppe ins Obergeschoss wölkt sich der Staub. Aus dem Wohnzimmer fällt ein Strahl Nachmittagssonne in den Flur, auch in ihm flirren Staubpartikel, dass es aussieht, als wollte ein schimmernder Geisterfinger auf etwas zeigen. Auf die Küche vielleicht, auf die ihr Vater sich zuschiebt. Franziska schließt zu ihm auf. Drei Schritte nur, dann muss sie schon wieder abbremsen, weil er stehen bleibt und seinen Gehstock an die offenbar zu diesem Zweck halb offen stehende Schublade der Anrichte hängt, die zu klobig für die Küche ist und zu dunkel und seit Uroma Friedas Tod trotzdem hier stehen muss.

«Ich koche uns dann wohl mal einen Kaffee.»

«Ich kann das machen, Papa, ich kenn mich ja aus.»

Er antwortet nicht, wirkt, als ob er sie nicht mal gehört hat. Schiebt sich in langsamen Unterwasserbewegungen entlang der

Anrichte zur Spüle. Tastend, sondierend, ein Traumtaucher in seiner eigenen Tauchglocke.

«Papa? Setz du dich doch hin. Ich mache den Kaffee!»

Franziska schlängelt sich an ihm vorbei und greift nach der Kanne.

«Lass mich.» Er spricht nicht direkt zu ihr, eher zu den Abziehbild-Blumen, die Monika und sie vor sehr langer Zeit abwechselnd von den Spülflaschen gelöst und auf die hellgrauen Fliesen geklebt haben. Rot-Lila-Orange. Immer schön mittig, nach den Anweisungen ihrer Mutter. *Das peppt unsere Küche doch ordentlich auf, Mädchen, oder?*

Es kostet ihren Vater offenbar Mühe, den Tank der Kaffeemaschine mit Wasser zu füllen, doch als sie versucht, ihm zu helfen, fasst er den Kannengriff fester. Dieselbe Maschine noch und dieselbe Kanne, das Glas ist blind von Kalk und Kaffeeresten, die Warmhalteplatte hat bereits vor Jahrzehnten den Geist aufgegeben, aber ihre Mutter wollte nie eine neue, denn zum Warmhalten benutzte sie ja die Thermoskanne mit den blauen Blümchen.

Ihr Vater löffelt Kaffeepulver in die Filtertüte. Ein Maßlöffel. Pause. Noch einer. Pause. Und noch ein halber und die Dose verschließen. Vor seinem angestammten Platz an der Stirnseite des Esstischs steht die aufgeklappte Thermobox des Essen-auf-Rädern-Lieferdiensts mit seiner Mittagsmahlzeit. Dort, wo früher immer ihre Mutter gesessen hat – auf dem sogenannten Springerplatz mit dem Rücken zum Fenster –, stehen die Lieblingstasse ihrer Mutter und ein schmaler Krug mit einer

roten Rose. Franziska tritt an den Tisch. Der Geruch des Essens steigt ihr in die Nase. Kartoffeln, Blumenkohl und ein halb aufgegessenes Stück totes Tier in glasiger Soße. Schwein oder Pute, was genau, ist nicht zu entscheiden, und sie will es auch gar nicht wissen. Die Soße ist eingetrocknet, der Beilagensalat klebt welk im Schälchen. Zum Nachtsch gab es Schokoladenpudding, den immerhin hat ihr Vater gegessen.

Sitzt dort allein und stochert in seiner Thermobox und guckt auf die rote Rose. Schneidet er die selbst im Garten, ist das ein Ritual? Stellt er sich vor, seine geliebte Johanne hätte die hereingebracht, wie früher? Hängt deshalb ihr hellblaues Schultertuch über der Stuhllehne, weil es so wirkt, als habe sie es eben noch getragen? Sie sieht ihren Vater am Totenbett ihrer Mutter sitzen, vornübergebeugt und in sich zusammengesunken, mit rot geränderten Augen, dieses Tuch in der Hand knetend. Sie sieht sich selbst vor ihm knien in ihren viel zu dünnen Hosen und den lila Sneakern, an deren Schnürsenkeln der Schnee klumpt, und Monika dicht an der Seite des Vaters, ihre Hände mit seinen verflochten, mit einem Gesicht wie aus Marmor.

Die Kaffeemaschine stößt ein Fauchen aus und beginnt mit einem beinahe menschlich klingenden Stöhnen zu blubbern. Vor Jahren, Jahrzehnten hatte ihr Vater versucht, die defekte Warmhalteplatte zu reparieren, und schließlich kapitulieren müssen. Er kaufte eine neue Maschine, die ihre Mutter ausgiebig bewunderte und dann im Keller verschwinden ließ, um ihm seinen Kaffee morgens weiterhin aus der

Thermoskanne mit den blauen Blümchen zu servieren. Keiner von beiden erwähnte die neue Maschine je wieder, er fügte sich dem Willen seiner Frau, ließ sie lächelnd gewähren. Oder war das nur Show, haben die beiden sich heimlich gestritten, nachts, flüsternd, erbittert, hinter verschlossenen Türen?

Sie wird das Essen auf Rädern abbestellen und selbst für ihn kochen. Sie wird diesen lauwarmen, bitteren aus der Zeit gefallenen Kaffee mit ihm trinken und auf gar keinen Fall eine der alten Diskussionen aufkommen lassen oder diese gar initiieren, sie wird einfach nur drei Wochen lang für ihn da sein. Karma-Yoga ist das, das Yoga der Handlung, des selbstlosen Dienens.

Ihr Vater nickt der Kaffeemaschine zu und dreht sich zu ihr herum. Langsame Unterwasserbewegungen. Es sieht aus, als ob er aus sehr weiter Ferne auf sie zutriebe. Aber in seinen blauen Augen schimmert noch etwas anderes, und einen irrwitzigen Augenblick lang sieht sie den Mann, der er einmal gewesen ist, die Arme ausbreiten, um sie hoch in die Luft fliegen zu lassen, und es erscheint völlig absurd, dass sie ihn seit der Beerdigung nicht besucht hat und nun vor ihm steht wie eine Fremde, und sie geht auf ihn zu und zieht ihn sehr vorsichtig in ihre Arme.

«Hallo, Papa, da bin ich. Wie geht's dir?»

Ein Hauch Frisiercreme hüllt sie ein und etwas Fahles wie ungewaschener Kragen. Ihr Vater ist noch dünner, als sie gedacht hat, und kleiner, ein Vogelknochenmännchen. Als sie ihn sehr vorsichtig auf die Wange küsst, lässt er das wie ein Kind über sich ergehen, das von einer ungeliebten Tante

geherzt wird, und sie hört seine Hörgeräte fiepen. Nimmt er das auch wahr, oder wird das nur nach außen übertragen? Und falls er es auch hört, wie kann er das aushalten?

«Franziska, das ist eine Überraschung, dass du hier doch noch einmal vorbeischaust», sagt er, als sie ihn wieder loslässt. «Wann fährst du denn wieder?»

*

Wie das gewesen ist, mit ihm zu laufen, zwischen sommerhell flirrendem Blattgrün und winterkargen Zweigen, in kurzen Hosen und in den dunkelblauen langen aus Polyester mit den drei weißen Streifen, durch Regen, Schnee, Hitze und diese blaugoldenen Herbsttage, die etwas mit ihr machen, das sie nicht beschreiben kann, damals nicht, heute nicht, nur fühlen. Die tägliche kleine Runde und dreimal pro Woche die große. Das Gartentor schnappt ins Schloss, und schon saust der Wind in den Ohren, und das Trommeln ihrer Schuhe, in denen noch keine Gel- oder Luftpolster den Tritt dämmen, gibt den Takt vor. Über die Wiesen zum Klärwerk laufen sie und hinauf auf die Anhöhe, wo der Wald wartet mit seiner Kühle und dem Geruch nach Laub, Totholz, Erde. Sie würde den Wald gerne richtig begrüßen, doch die langen, sehnigen Beine ihres Vaters diktieren das Tempo, das er anhand diverser Alters- und Leistungstabellen berechnet. Kein Stolpern, kein Zögern, kein Schwanken in seinen Schritten, als ob ein inneres Metronom seinen Lauf lenkt, zieht er sie mit sich und misst ihre

Fortschritte mit der Stoppuhr, und sobald sie ihr Pensum sicher bewältigt, beschleunigt er oder verlängert die Strecke.

Will sie selbst immer schneller und schneller werden oder will sie einfach nur laufen? Sie denkt nicht drüber nach an der Seite ihres nach Speickseife duftenden Vaters, rennt und brennt einfach auf den holprigen, matschigen, laubübersäten Wegen, die er für sie aussucht. Früher haben sie zu dritt trainiert, und sie war die Kleine, die vergeblich versuchte, die beiden Großen zu erreichen. Dann holte sie auf, und Monika wollte nicht mehr mitkommen, und seitdem trainieren Franziska und ihr Vater alleine.

Na komm, mein Gazellchen, komm, komm, komm schon, du schaffst das, ich weiß es, na los, zeig mir, was in dir steckt, wer ist zuerst bei der Eiche?

Und ihre Lunge zerspringt, und ihre Beine zerreißen, es ist zu viel manchmal, sie kann das nicht aushalten, bis sie lernt, durch den Schmerz hindurchzufliegen, auf seine andere Seite, wo alles sehr still und sehr weit wird, wie in einer Kathedrale, wo sie immer so weiter voranfliegen könnte, nie mehr aufhören, vielleicht sogar ihren Vater einfach hinter sich zurücklassen. Aber dann kitzelt doch wieder ein Sonnenstrahl ihre Nase, oder ein moosweicher Baumstamm leuchtet wie Eidechsenhaut, oder die Zugvögel rufen so fernwehtrunken, dass sie den Kopf heben muss und nach ihnen gucken und so aus dem Tritt gerät. Sie sagt ihrem Vater nie, dass ihr die Pokale und Medaillen, die sich in dem Regal über ihrem Bett sammeln, eigentlich gar nichts bedeuten, denn sie spürt instinktiv, das

würde ihm wehtun. Ihr Schrittmacher ist er, ihr Horizontjäger, der sie aus dem Puppenstubenhaus ihrer Mutter und Schwester hinausführt. Ihre fliegenden Mädchenbeine neben seinen, ihre fliegenden Worte und Träume.

Wann hat das geendet? Es muss ihn gegeben haben, diesen allerletzten gemeinsamen Waldlauf. *Ich komm heut nicht mit, hab was anderes vor.* Irgend so etwas wird sie wohl gesagt haben, als ob es nicht wichtig wäre, nicht weiter von Bedeutung. Wie hätte sie denn auch voraussehen können, dass es von dort kein Zurück gab?

*

Eine schwere Geburt ist Franziska gewesen, so hat die Hebamme sich damals ausgedrückt, als sie ihm seine neugeborene Tochter 49 Stunden nach Beginn der Wehen endlich in den Arm legte. Ein rotes, verknautschtes Gesichtchen in weißen Tüchern, so federleicht, dass er kaum wagte, es an sich zu drücken. Aber dann hielt er sie doch an der Brust – behutsam, behutsam –, und das Bündel erwies sich erstaunlicherweise als gar nicht so zerbrechlich, sondern schien ganz im Gegenteil vor Kraft zu pochen, ja förmlich zu beben, und verströmte eine erstaunliche Wärme. *Leben sollst du, leben, hörst du, du musst leben,* hat er geflüstert. Und dann kamen ihm die Tränen, und die Hebamme nahm ihm das Bündelchen wieder ab, und der Stationsarzt erschien und klopfte ihm auf die Schulter.

Zwei Tage Wehen, das hat diesmal lange gedauert, na ja, ist wohl kein Wunder, bei dieser Vorgeschichte, aber jetzt ist es geschafft, ihre Frau muss sich erholen und nach vorn blicken und Sie müssen das bitte auch tun. Kommen Sie nur mit mir, ein guter Kaffee und ein Cognac werden Ihnen guttun, und auch ihre kleine Franziska hat eine Mütze Schlaf nötig.

Eine Mütze Schlaf – wie unpassend ihm diese Formulierung auf dem nach Desinfektionsmittel riechenden Flur der Wöchnerinnenstation vorgekommen war. Aber er gehorchte und folgte dem Arzt in sein Zimmer, eine Schwester servierte ihnen Kaffee, der Arzt zwinkerte ihm zu und förderte Cognac und Gläser aus einem seiner Schränke, und als könnte er Heinrichs Gedanken lesen, versicherte er ihm erneut, dass seine Tochter gesund sei und stark und nur eine Mütze Schlaf bräuchte und die Hebammen gut auf sie achtgeben würden.

Also, sehr zum Wohl, lieber Herr Roth, und nur Mut.

Danke, Herr Doktor.

Und wirklich: Der gesüßte Kaffee und der Cognac halfen ihm auf die Beine und zurück ins Leben. Nach vorn blicken musste er. Nach vorne. Endlich wieder nach vorne. Wie beseelt eilte er ins Standesamt, um die Geburt anzuzeigen und von dort nach Bessungen zu Oma Frieda, um ihr und Monika die frohe Kunde zu überbringen.

Du hast ein Schwesterchen bekommen, Moni. Sie heißt Franziska. Du wirst sie sehr lieb haben und sie dich auch. Aber sie ist noch ganz klein, also müssen wir alle immer sehr gut auf sie achtgeben.

Begriff sie die Tragweite dessen, was er ihr da sagte?
Natürlich nicht, so dachte er damals, sie war noch nicht einmal drei, für sie war jeder Tag nagelneu und alles, was gestern war, im Nu nicht mehr existent. Sie lebte ihr kleines, behütetes Kinderdasein im Ladenlokal ihrer Uroma Frieda, wenn Johanne nicht aus dem Bett kam, sie ahnte nichts von diesen hauchdünnen Linien, die Glück und Verderben oder Leben und Tod trennen. Und trotzdem schien ihm, wie er da so vor seiner Erstgeborenen kniete und ihre Händchen in seinen hielt und sie ansah, als verstünde sie doch alles.

Freust du dich, mein Schatz?

Wo ist Mama?

Mama muss sich noch ausruhen, aber ihr geht es gut. Sie wird wieder gesund werden, und sie ist sehr, sehr glücklich.

Und du?

Ich auch, Moni, ich auch. Jetzt sind wir eine richtige Familie: Vater, Mutter und zwei Kinder, wie in deinen Büchern.

Darf ich sie sehen?

Aber ja, mein Schatz, natürlich. Gleich heute Nachmittag fahren wir zu ihr. Aber erst müssen wir uns tüchtig stärken.

Den ganzen Weg bis zur Bäckerei hat er Monika dann auf den Schultern getragen. Mitten an einem für alle anderen ganz normalen Donnerstagmorgen lief er wie ein Gaul schnaubend, hüpfend und Hoppe-hoppe-Reiter singend durch Bessungen. Sie kauften frische Brötchen, und unterdessen briet Frieda Spiegeleier mit Speck und tischte saure Gurken, Rote Bete und Mayonnaise dazu auf, und Honig und goldgelbe Butter und das

letzte Glas Apfelgelee vom vergangenen Herbst und Schokoladenpudding mit Schlagrahm. Ein Königsmal war das, und so gestärkt, fuhr er mit Monika hinaus nach Mühlbach, und wie an jenem Tag, als er Johanne erstmals über die Eingangsschwelle getragen hatte, schien es ihm erneut wie ein Wunder, dass es dieses Haus wirklich gab: Sein eigenes Haus, das er gefunden und gekauft hat und das ihm eines – wenn auch noch sehr fernen – Tages, wenn er die letzte Kreditrate getilgt hat, tatsächlich vollumfänglich gehören würde. Ihr aller Zuhause mit einem großen Garten und einer Scheune in diesem hessischen Dorf zwischen Bächen und Wiesen, in dem sie nun wirklich wohnen würden, nicht mehr bei Frieda. Da standen sie Hand in Hand und schauten ihr kleines Reich an: Monika in einem von Frieda geschneiderten weißen Kleidchen, er mit Hemd, Krawatte und Anzug. Sonntagsstaat mitten am Donnerstag, und Monika pflückte ein Sträußlein Gänseblümchen, bevor sie zurück in die Stadt fahren, wo er einen sündteuren Strauß erstand für Johanne: 24 duftende Rosen in Rot, Orange, Hell- und Dunkelrosa, Gelb, Weiß und Apricot, weil Franziska an einem 24. geboren war.

Es ist Frühling, dachte er, als sie mit ihren Gaben die Wöchnerinnenstation betraten. Jetzt ist es tatsächlich Frühling geworden, wir haben eine Sontochter bekommen. Und der Duft der Rosen stieg ihm in die Nase, und sein Herz wurde noch leichter, weil Monika die bereits schlappen Gänseblümchen mit solch heiligem Ernst in ihrer pummeligen Kinderfaust hielt.

Wie niedlich sie aussah. Wie entzückend, dass sie ihrem Schwesterchen ein Geschenk bringen wollte.

Zimmer 207. Johanne lag einzeln, das dünne Jammergeheul eines Säuglings empfing sie. Und Johanne selbst verschwitzt und erschöpft in den Kissen liegend, mit tränenumflorten Augen.

Sie will weg von mir, Heinrich, sieh doch nur, wie sie sich windet, sie will einfach nicht trinken, ich kann sie nicht halten, was ist nur mit ihr, was soll ich denn machen?

Erneut diese überraschende Kraft in dem winzigen, glühenden Körperchen, als er es ihr abnahm. *Schschs, schschs* – beruhigende Laute in seiner Kehle, die hier nichts veränderten, obwohl sie bei Monika doch immer genügt hatten. Monika, seine Große, die neben ihm zu einem kleinen Zinnsoldaten erstarrt ist, der das Schauspiel mit unergründlicher Miene betrachtet.

*

Wenn er seinen Beinen den Befehl gibt, sich zu bewegen, rutschen seine Füße über den Boden. Er kann auch die Zehen bewegen, im Zeitlupentempo zwar, aber immerhin, das klappt noch. Nur fühlen kann er sie nicht. Die Waden nicht, die Füße, die Zehen, die Fußsohlen, die neuen Sandalen mit dem angeblich so famosen Fußbett, den Boden. Andere haben Krebs oder gar keine Beine mehr, das weiß er. Polyneuropathie ist eine Nervenkrankheit und verläuft in Schüben. Es gibt bessere

und leider auch schlechtere Tage und insgesamt keine Heilung. Es ist also nur eine Frage der Zeit, bis diese tückische Krankheit auch seine Hände befallen wird, er kann schon jetzt spüren, wie ihnen die Kraft schwindet, und was, wenn auch sie ihm nicht mehr gehorchen, was dann?

«Papa? Hallo? Kannst du mich hören?» Franziska sagt das. Franziska, die wie aus dem Nichts mit einem großen Rucksack gekommen ist und offenbar vorhat zu bleiben. Warum ausgerechnet jetzt, da Monika in den Urlaub gefahren ist? Monika muss das veranlasst haben, weil er sich geweigert hat, die Kur anzutreten, die sie für ihn arrangiert hatte. Das ist die einzig logische Schlussfolgerung: Monika hat Franziska abkommandiert, ihn zu bewachen, während Monika sich von ihm erholt. Sonst wäre Franziska nicht hier. Er mag zwar schwerhörig sein und zu nicht mehr viel zu gebrauchen, aber das heißt noch lange nicht, dass er senil ist.

Er mustert sie. Jung sieht sie aus. Nein, nicht jung, aber auf andere Weise gealtert als Monika. Oder es wirkt nur so, weil sie dünn ist und zierlich und Kleidung trägt, die nicht zu ihrem Alter passt: Pluderhosen und ein schreiend violettes T-Shirt, auf dem ein seltsames Geschöpf, das halb Mensch und halb Elefant ist, den Rüssel biegt, als wollte es ihn grüßen.

«Papa?»

Das Haar immerhin färbt Franziska nicht mehr in diesem grausigen Rot, und es hängt ihr auch nicht mehr ins Gesicht wie früher als Teenager. Lang ist es aber immer noch, sie hat es zu